

Illusion.

Novellette von Bliz.

Er sah im Schaustuhl, sah den Rauchring nach und begann zu träumen.

So eine gute Zigarre wirkt doch Wunder. Man merkt's wie's einem wohl und leicht wird, alle trüben Gedanken sind wie weggeblasen.

Und was einem dabei alles durch den Kopf geht! Dinge, an die man längst nicht gedacht, Personen, die man fast schon vergessen, und Erlebnisse, die so fern, ach so fern liegen.

Er lächelt, wie er so, in bunter Folge alles im Geist an sich vorüberziehen läßt, was die letzten Jahre ihm gebracht hatten. Es war doch immer dasselbe! Auf jede Hoffnung folgte die Täuschung — himmelstürmende Pläne und hinterher der moralische Katzenjammer. Endlose Arbeit und ein taum nennenswerter Erfolg. Manchmal ein wenig Liebe, aber gleich darauf auch schon die Ernüchterung.

Und während er so immer tiefer versinkt in die Grübeleien, sentt sich die Dunkelheit draußen nieder, ein feuchter Nebel hüllt alles in seine Schleier ein.

Die Wirtin hat die Lampe ins Zimmer gebracht. Und bei dem hellen Schein blieb sein Blick hängen an einem Gegenstand, der fast unmerklich in der Ecke hing. Eine weiße Bandtschleife, wie man sie im Kolonien angeheftet bekommt, ein schlichtes Ding, schon vergilbt und verstaubt; nur an den beiden Enden blüht es goldig, da ist mit Goldfäden sein Vornamen eingestickt und das Datum des Tages, an dem er die Schleife bekommen hat.

Ein neues Bild steht vor seiner Seele. Lucie! An sie hatte er lange nicht mehr gedacht. Von ihr hatte er nicht die Schleife bekommen, damals — vor fünf Jahren. Wo war er doch gewesen? Nichtig, auf dem Ball im Klubhaus — da hatte er sie zum letzten Male gesehen — zum letzten Male! Denn sie hoffte, daß er sich da erklären würde; er aber dachte gar nicht daran, sich schon zu binden — und seit jenem Tage sah er sie dann nie wieder. Sie hatte ihn geliebt, das fühlte er, aber gerade darum war er ihr seitdem auswichen.

Eigentlich war's schade. Sie war doch ein nettes Mädel und hatte all das, was er an einer Frau gern leiden mochte — eine Zeilang hatte er sich wirklich eingebildet, daß er sie liebte, und sich ganz ernst mit dem Gedanken an eine Verbindung beschäftigt, dann aber brach der alte Lebermut, die Tollheit der Jugendkraft in ihm durch; schon heiratete mit fünfundzwanzig Jahren! Der Himmel sollte ihn bezaubern! Nein, erst das Leben genießen und dann mit dreißig Jahren vielleicht in das Ehebett kriechen, früher gewiß nicht! Und schließlich war's ja auch wirtschaftlich schon rein unmöglich, denn sein Einkommen war damals noch so knapp, daß er kaum selbst fertig werden konnte. Also Gründe genug waren dazwischen.

Aber schade war's doch, daß er sie vollständig aus den Augen verloren hatte. Jetzt bedauerte er es selbst, denn gerade in diesem Augenblick empfand er es selbst, daß dies tolle Leben, wie er es in den letzten Jahren geführt, nun seinen Reiz für ihn verloren hatte; jetzt machte es sich in ihm deutlich wie eine Ermattung bemerkbar, und er merkte, daß eine leise Sehnsucht in ihm aufkeimte; der Wunsch nach einem ruhigen, stillen Glück, nach einer gemächlichen Häuslichkeit, nach einem lieben kleinen Frauchen, das sorglich den Tisch für ihn deckte, ihm die Sorgen von der Stirn lüfte und es verstand, ihn aufzufheitern, wenn des Lebens Wirtnis ihn verstimmt hatte — ja, jetzt bedauerte er es aufrichtig, daß er so alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte.

Lucie! Blondes Haar hatte sie, blaue Augen und dunkle Brauen. Das gab ihrem Gesicht einen eigenen Reiz. Ihre Züge waren nicht gleichmäßig, auch nicht gerade schön zu nennen, aber interessant waren sie.

Er stand auf, warf die Zigarre fort und ging im Zimmer auf und ab.

Was sollte denn aus ihm werden? Dies abenteuerliche Leben hatte er satt, aber gödriig. Er war auch zu alt dazu, dies fühlte er deutlich.

Er wurde immer ärgerlicher und seine Nervosität steigerte sich von Minute zu Minute. Endlich riß er das Fenster auf, die Luft im Zimmer schien ihm schwül und dumpf, seine Brust rang nach Atem und an seinen Schläfen hämmerte das erregte Blut.

Draußen rieselte ein feiner Regen, einträglich, unaufhörlich, der echte Wandregen, der der Vorfrühlung in die Welt bringt. Nicht zehn Schritte weit konnte man sehen. Alles in Regen gebüllt.

Er legte sich am Fenster nieder, schloß die Augen und träumte weiter, natürlich wieder von ihr. Das Bild verließ ihn jetzt nicht mehr. Lucie, immer nur sie! Jahrzehntlang hatte er gar nicht an sie gedacht, war sie ihm fast vergessen gewesen, und jetzt

in seiner Einsamkeit, da er sich wirklich verlassen fühlte, jetzt mit einem Male lebte alles wieder auf, und mehr denn je packte ihn nun die Sehnsucht, diesen blonden Kopf an seine Brust zu drücken zu können, und diese frischen, roten Lippen zu küssen, wie damals. Alles wurde wieder wach, und ihr Bild, so wie er sie damals zum letzten Male gesehen hatte, so schwebte es ihm jetzt wieder vor — ein rechter Narr war er doch wirklich gewesen!

Aber ob er die Beziehungen nicht wieder antkuppeln konnte? Warum nicht? Noch war sie ja frei, das wußte er. Also wenn sie ihn jetzt noch mochte, jetzt war er bereit.

Lange kämpfte er mit sich, erwog alle Eventualitäten genau, aber schließlich siegte die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und so setzte er sich denn an den Schreibtisch und suchte einen Brief zu fassen zu bringen.

Leicht wurde es ihm nicht, aber endlich brachte er es doch fertig, so daß er mit dem Inhalt zufrieden war; natürlich sehr taktvoll, ausgeglichen höflich, ab und zu auch ein bißchen verliebt, so daß man allerlei zwischen den Zeilen lesen konnte, im ganzen aber sehr reserviert, damit sie nicht sagen konnte, er sei ihr nachgeschlagen.

Er siegelte den Brief, brachte ihn selbst auf's Postamt und war jetzt um vieles ruhiger. Hoffnung in ihm wurde wieder stärker, denn es war ihm, als ob eine innere Stimme ihm Trost zusprach. Er hoffte, daß alles nach Wunsch gelingen würde, und so malte er sich die Zukunft in den tofigsten Farben.

Tagelang wartete er auf Antwort. Er hatte sie um eine Zusammenkunft gebeten, und nun brannte er vor Ungeduld, ob sie zusagen und kommen würde.

Endlich, am vierten Tage, kam ein Briefchen von ihr. Mit zitternder Hand riß er den Umschlag ab und durchsah die paar Zeilen.

Sie wird kommen! — weiter las er nichts im ersten Augenblick. Alles flirrte und flimmerte vor seinen Augen, die Buchstaben verschwammen, und nur das eine verstand er, wiederholte er sich immer wieder, daß sie kommen und daß er sie wiedersehen würde!

Für diesen Tag ist er im Dienst nicht zu brauchen. Was er vornimmt, führt er nicht zu Ende, und wenn er es tut, so mißrät es. Absolut unfähig, irgend einen ersten Gedanken zu fassen, sitzt er da und zählt die Stunden, die noch fehlen, bis er Lucie, seine Lucie wiedersehen darf. Lieberall verfolgt ihn ihr Gesicht — der blonde Kopf mit den blauen Augen und den dunklen Brauen — und das Herz ist ihm so voll Freude, daß er die ganze Welt umarmen könnte; er fühlt, daß sein Leben viel mehr Wert hat, nun er weiß, für wen er arbeiten kann; er fühlt sich viel mehr Mann als sonst, das ganze Feuer der Jugend lodert wieder auf, die überhäumende Kraft ist wieder da, bei dem Gedanken an die sonnige Zukunft, die jetzt seiner barrt.

Um sechs Uhr wollte sie da sein in der kleinen Konditorei an der Ecke. Nun macht er Toilette, sorgfältig, sehr sorgfältig. Er weiß, wieviel der erste Eindruck in solchen Fällen ausmacht; darum zieht er sich geschmackvoll an, elegant, aber nicht gedehnt. Dann kauft er einen Strauß Nelkenblumen — die hatte sie immer am liebsten gehabt.

Als er sich auf den Weg macht, fühlt er, wie ihm das Herz pocht. Er spricht sich Mut zu; lächerlich! Man war doch kein dummer Junge mehr, hatte doch wahrlich schon genug durchgemacht mit dem schönen Geschlecht, also vorwärts! Ein Hansnarr, der sich vor einem unschuldigen Mädchen bangt! Aber soviel er sich auch mit starken Worten zuredete — die Gedanken kehrten immer wieder zurück — der blonde Kopf mit den blauen Augen, mit den dunklen Brauen, umschwebt ihm immer wieder. So sah sie aus, als er sie damals verlassen hatte, und sollte er sie so nun wiederfinden?

Er war zuerst da. Um so besser, so hatte er Zeit, sich zu sammeln und einen Feldzugsplan zu entwerfen.

Zunächst trant er ein Glas Seltzerwasser. Ruhe, nur Ruhe wollte er haben. Dann bedachte er noch einmal alles genau, und immer wieder kam er zu dem Entschluß: sie soll sie muß seine Frau werden, damit ist uns beiden geholfen.

Da sah er sie kommen — hörbar laut pochte sein Herz. Er sprang auf, ging ihr entgegen und begrüßte sie.

Sie lehrte dem Licht den Rücken zu, so daß er ihren Gesichtsausdruck nicht gleich erkennen konnte. Als sie ihm aber die Hand gab, fühlte er, wie sie zitterte, und er sah, wie in ihren Augen die Tränen standen, wie sie die Zähne zusammenbiß, um nicht laut aufzuschreien — sie liebte ihn also noch immer, so wie damals!

Armes Kind, dachte er, und ein tiefes Mitleid ergriff ihn. Er meinte, in ihrem Gesicht zu lesen, wieviel sie gelitten haben mußte, gelitten wie seinetwegen. Die Fische der Farbe war fort, ein paar tiefe Falten um den Mund und eine stille Wehmüt in

den Zügen. Armes Kind, dachte er immer wieder. Und immer größer wurde sein Mitleid für sie.

Und wie nun der volle Schein der Gastrone auf ihr Gesicht fiel, da erstarb etwas in ihm: die Illusion! Alles, was er vorher gedacht und geplant hatte, war wie weggeschwunden. Mitleid war es, was er für sie empfand, keine Liebe, das fühlte er und wußte er nun genau.

Nach der kleinen peinlichen Pause, die der Begrüßung gefolgt war, fand sie zuerst die Beherrschung wieder. Sie dankte herzlich für die schönen Blumen und erkundigte sich dann, wie es ihm in der langen Zeit ergangen sei.

Kallos sah er ihr gegenüber und suchte nach Worten. Er hatte rein vergessen, daß fünf Jahre dazwischen lagen, seitdem er sie nicht gesehen. Und er fühlte, daß wieder die alte Rede in ihm Muth gewannen, nun er diese, seine letzte Hoffnung dahinsinken sah.

Allmählich fand auch er seine Haltung wieder, sprach über das Wichtigste seiner Erlebnisse und ließ sich dann von ihr erzählen, wie sie einsam gelebt, von aller Welt zurückgezogen, nur immer ihrer Pflicht getreu.

Erstaunt sah er sie an. Sie sprach von einer Pflicht, die sie habe, der sie lebe — o, mit einem Male wurde ihm leicht; so hatte er also durch diese Zusammenkunft seine Verpflichtung ihr gegenüber, so brauchte sie nicht zu glauben, daß er einen Verkehr wieder anbahnen wolle, so war man nur zusammengekommen, um wieder einmal zu plaudern; denn wenn sie einer Pflicht zu leben habe, so könne sie doch nicht ans Heiraten denken, und dann brauchte er sich keinen Vorwurf zu machen, ihr Hoffnungen erweckt zu haben, die er nicht mehr erfüllen konnte. Er atmete auf, wie von einer Last befreit; denn nun war es ihm ganz klar, daß seine Heiratspläne eitel Torheit gewesen waren. Er hatte gehofft, in der Jugendgeliebten das Weib zu finden, das ihn glücklich machen konnte. So wie er sie damals vor fünf Jahren verlassen hatte, in der Blüte ihrer stehhaften Jugend, so hatte sie ihm noch immer vorgeschwebt. Und in diese Gestalt, in dies Gebild seiner Illusion hatte er sich verliebt. Darum allein hatte er um eine Zusammenkunft gebeten. Aber, Narr, der er war, zu vergessen, daß fünf lange Jahre dazwischen lagen! Nichts von alledem, was ihm noch von ihr vorschwebte, fand er wieder.

Dann ein langes Schwiegen. Er sah, wie sie mit einem Entschluß rang, und je länger er sie anschaute, desto mehr erfüllte ihn das Mitleid.

Mit keinem Wort erwähnte man die Vergangenheit. Von beiden Seiten fühlte man, daß diese Wunden nicht mehr aufgerissen werden dürften, daß man sich innerlich fremd geworden war.

Dann sprachen sie nur noch über Alltägliches, jeder schien vergessen zu haben, was ihn hierbergeführt hatte. Nach einer halben Stunde gingen sie voneinander und sagten sich Lebewohl.

Napoleons Polizeiminister.

Zu den Pariser Polizeipräsidenten und Polizeiministern, die berüchtigt geworden sind, gehört vor allem Savary, Herzog von Rovigo, der unter Napoleon Polizeiminister war. In dieser Eigenschaft hatte er in Hartwell's Hause, wo die Bourbonen im Exil lebten, eine ganze geheime Polizei untergebracht; hochgestellte Persönlichkeiten, die zu dem kleinen Hofstaat des Königs gehörten, lieferten gegen gute Bezahlung alle Nachrichten, die man von ihnen verlangte.

Als Savary im Jahre 1819 nach der Restauration nach Paris zurückkehrte, ließ König Ludwig der Achtzehnte ihn rufen. „Der Herzog“, begann er, „was kostete eigentlich die Polizei, die Sie in Hartwell unterbrachten?“

„Hunderttausend bis hunderttausend Franken, Majestät.“

„Das ist nicht teuer“, bemerkte der König ironisch, „ich hatte es mir ungefähr auch so ausgerechnet. Einer Ihrer Berichterstatter war doch der Herzog d'Almont, nicht wahr?“

„Das ist ein Staatsgeheimnis“, das ich nicht preisgeben kann, wenn Eure Majestät es nicht ausdrücklich beschließen.“

„Sprechen Sie nur offen, da ich über diesen Punkt fast schon ebenso viel weiß wie Sie.“

„Da Eure Majestät so gut unterrichtet zu sein scheint, will ich nicht in Abrede stellen, daß der Herzog d'Almont mir zweimal im Monat schrieb und mir alles, was am Hofe von Hartwell vorgeht, haarklein berichtete.“

„Und wie viel zahlten Sie ihm für diesen Dienst?“

„Wenn ich mich recht erinnere, 24,000 Franken im Jahre.“

„24,000 Franken! Sehen Sie, Herr Herzog, wie wenig man sich auf die Menschen verlassen kann.“

Er hat mir immer gesagt, daß er nur 12,000 Franken bekomme.“

„Während Savary bei dieser unerwarteten Entbilligung etwas dumm dreinschaute, fuhr der König fort: „Aber wieviel hat er es nur, um mir nicht Tantienem zahlen zu müssen: die Besuche, die er Ihnen schickte, habe nämlich ich geleistet.“ Savarys Gesicht sah darum nicht klüger aus.

Die Wette.

Von Walter Schumacher.

Punkt 12 Uhr mittags verließ Wilhelm Römer seine Wohnung. Sein Freund begleitete ihn. Beide waren sehr elegant gekleidet, und man sah ihnen an, daß sie der vornehmen Gesellschaft angehörten.

„Du mußt immer ungefähr zwanzig Schritte hinter mir bleiben“, sagte Römer zu seinem Freund Robert Ritter. „Wenn die Gelegenheit kommt, gebe ich dir ein Zeichen. Dann kannst du heran.“

„Die Gelegenheit wird nicht kommen. Also los, du hast bloß zwei Stunden, punkt zwei ist Schluss — vergiß das nicht.“

„Gott, bewahre! Also jetzt geht's los!“

Er ging unter den Linden entlang, Ritter folgte ihm in einiger Entfernung. Auf seinem eigentlich häßlichen Gesicht lag ein triumphierendes Lächeln. „Diesmal fange ich ihn“, dachte er, „diesmal gewinnt Wilhelm gewiß nicht!“

Wilhelm Römer grüßte soeben eine Dame, die in einem Auto vorüberfuhr, nicht einem eleganten Bekannten zu und trat an eine alltägliche Dame heran, die vor einem Schaufenster stand.

„Bitte, verzeihen Sie, meine Gnädigkeit, wenn ich Sie belästige. Aber würden Sie wohl die Güte haben, mir fünf Franken zu leihen? Ich wäre Ihnen herzlich dankbar und verpflichtet, das Geld bis morgen zurückzahlen.“

Die alte Dame sah ihn mit halb offenem Munde an.

„Fünf Franken? Wozu?“ stammelte sie.

„Ich habe kein Geld bei mir — und man muß doch Mittag essen.“

„Nein, ich kann Ihnen kein Geld borgen. Haben Sie keinen Freund, der es Ihnen leihen könnte? In meinem Leben ist mir so etwas noch nicht passiert.“

„Es tut mir leid, Sie bemüht zu haben“, erwiderte Römer, während er seinen Hut lüftete und weiter schritt.

Die Dame sah ihm noch eine Weile nach — es schien, als wollte sie sich anders bestimmen — so ein hübscher, vornehmer Mensch mit so lakonischen Manieren! Aber dann wandte sie sich um. „Nein, heutzutage gibt es zu raffinierte Gauner — und fünf Franken sind fünf Franken.“

Aber sie war ordentlich stolz auf dieses Abenteuer, nun hatte sie doch wochenlang Stoff, um bei ihren Kaffeegewestern zu erzählen.

Robert Ritter, der alles mit angesehen, kicherte heimlich in sich hinein. Es kam wirklich so, wie er erwartete.

Römer trat hierauf zwei Herren und seinen Bruder; er ließ einige Augenblicke stehen und plauderte mit ihnen, aber Geld zu borgen verlor er nicht. Pöblich sah er nicht weit von sich einen alten Herrn daherkommen. Er wußte auch, daß der alte Herr ihn kannte und daß er morgen abend in einer vornehmen Gesellschaft mit ihm zusammenkommen würde. Er ging auf ihn zu.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, sprach er ihn an, „es tut mir leid, Sie wegen einer solchen Kleinigkeit zu belästigen, aber würden Sie mir wohl fünf Franken leihen? Morgen bekommen Sie sie wieder.“

„Ich habe gehört“, verkette der Oberst mit scharfer Stimme, „daß es Burken von Ihrer Sorte gibt, aber gesehen habe ich bis jetzt noch keinen! Und wenn ein Polizist in der Nähe war, würde ich Sie verhaften lassen!“

„Ich bitte um Verzeihung“, sagte Wilhelm und schritt weiter.

Nach diesem Spruch er eine Dame an, die ihm fünf Franken leihen sollte. Sie sah ihn aus großen erschrockenen Augen an und ließ entsetzt davon. Robert Ritter, der alles mit ansah, lächelte über das ganze Gesicht. Die Zeit verging. Wenn Wilhelm bis zwei Uhr nicht von einer fremden Person auf der Straße fünf Franken geliehen bekommen hatte, verlor er seine Wette auf tausend Franken, die dann Robert gewann.

Wilhelm war ziemlich enttäuscht. Er war am Tage vorher bei einem exquisiten Diner die Wette eingegangen, daß er auf der Straße von einem ganz fremden Menschen fünf Franken geborgt bekommen würde, und zwar binnen zwei Stunden und ohne seinen Namen und seine Adresse zu nennen, einzig und allein auf sein vertrauenswürdiges, anständiges Aussehen hin. Er hatte dabei behauptet, er selber würde einem Menschen, der ihn auf der Straße anspräche, sofort anfehen, ob er ein ehrlicher Mensch sei oder nicht, und er würde im ersten Falle die erbetenen fünf Franken borgen. Von seinem eigenen Standpunkte ausgehend, hatte er gemeint, andere Leute müßten ebenso denken und handeln wie er; man müsse ihm auf den ersten Blick anfehen, daß er ein ehrenhafter, anständiger Mensch sei.

Run hatte er schon hundert Menschen um die fünf Franken geborgt und ohne Erfolg.

Jetzt blieb er stehen und wartete auf Robert.

„Weißt du, hier in den vornehmen Straßen ist das nichts. Ich gehe

jeht mal in die Geschäftsgegend, das heißt, wenn mich die Polizei nicht stört. Angebrocht wurde mir das vorhin schon.“ Und er erzählte, was ihm passiert war. „Also bleibe wieder ein wenig zurück und bereite dich immer darauf vor, deine tausend Franken zu verlieren.“

Der nächste, an den sich Wilhelm wandte, war ein junger Herr, der aus sehr guten Kreisen zu sein schien.

„Ich bitte um Verzeihung“, sprach Römer ihn an. „Sie kennen mich zwar nicht, aber würden Sie mir wohl fünf Franken leihen? Ich schicke Ihnen das Geld zu, sobald ich nach Hause komme.“

„Nein, das kann ich nicht“, antwortete der junge Herr. „Sie sind elegant angezogen — eine Frechheit ist Ihr Ansehen aber doch. Ich will jedoch mit Ihnen in ein Restaurant gehen und ein Glas Bier für Sie bezahlen.“

„Sie mißverstehen mich“, sagte Wilhelm. „Schenken sollen Sie mir nichts. Wenn Sie mir nicht fünf Franken leihen wollen, dann nützt es mir nichts. Ich bitte um Verzeihung.“

Weiter schritt er.

„Und ich gebe Ihnen mein Wort“, sagte dieser junge Herr am nächsten Abend, „daß ich nahe daran war, Ihnen die fünf Franken zu geben!“

Ein paar weitere Versuche mit Damen fielen ebenfalls fruchtlos aus. Einige von ihnen hielten das Ansehen Wilhelm's für einen schlechten Scherz und waren empört. Außerdem brauchte man sein Geld in der Stadt zu eintausen und nicht, um es dem ersten besten Menschen zu borgen.

Schließlich versuchte Wilhelm bei einem beliebigen Herrn, der wie ein Landopator aussah, so frisch und rund und wohlgenährt war er.

„Ich habe wohl schon gehört, daß in der Großstadt vornehm angezogene Leute einhergehen wie ein Graf oder ein Baron, ohne einen Kappen in der Tasche zu haben. Ueberrascht bin ich also nicht. Aber ich begreife so etwas einfach nicht. Es würde gewiß nicht zu Ihrem Besten sein, wenn ich Ihnen das Geld gebe.“

„Doch“, antwortete Wilhelm.

„Nein, nein, diese fünf Franken würden doch den Weg gehen, den Ihr anderes Geld genommen hat.“

„Wie meinen Sie das?“

„Run — spielen oder trinken!“

„Nein, mein Herr, gegen diesen Vorwurf muß ich protestieren.“

„Na, na, es wird schon so sein. Doch kommen Sie mit mir in das nächste Café, da können Sie sich auf meine Kosten erquiden. Sie erzählen mir dabei, wie das alles gekommen ist, und dann werde ich sehen, was ich für Sie.“

„Dank, danke. Nein, ich verzichte.“

Abermals blieb Wilhelm stehen, erwartete seinen Freund und erzählte seine Erlebnisse.

„In dieser Gegend ist auch nichts los, Robert. Jetzt gehen wir einmal in den westlichen Stadtteil. Vielleicht habe ich da Glück.“

„Du mußt dich beeilen, lieber Freund. Du hast nicht mehr viel Zeit. Diesmal verlierst du deine Wette, paß auf!“

„Das täte mir leid — ich verliere dabei mehr als das Geld. Ich glaube, es war Eitelkeit von mir. Ich dachte, ich sei wie ein anständiger Kerl aus, der bei jedem Menschen Vertrauen erwecken muß — wenigstens für fünf Franken Wert.“

„Ich sage dir, Wilhelm, und wenn ein Fährer oder sonst eine Finanzgröße von einem Fremden auf der Straße fünf Franken geborgt haben möchte — er bekommt sie nicht.“

„Run, wir werden ja sehen, noch habe ich Zeit.“

Im westlichen Stadtviertel angelangt, begegnete Wilhelm dem Kammerdienereines Bekannten. Der Mann trug die Nase ziemlich hoch und wollte wahrscheinlich für mehr gelten, als er war. Auch hier brachte der Baron sein Anliegen vor. Der Mann stellte viele Fragen, zögerte, fragte wieder, zögerte wieder. Aber schließlich weigerte er sich doch, die fünf Franken herzugeben.

Als Wilhelm auch diesem den Rücken gewandt hatte, hörte er noch einen Weichen hinter sich rufen: „He, mein Herr, he! Einen Augenblick!“

„Sie wünschen?“ fragte der Baron einen zerlumpt aussehenden, kleinen Mann, der einen Kasten mit Streichbölgern an einem Gurt trug, und der ihm nachgekommen war.

„Ich hörte Sie vorhin mit dem Herrn reden, und wenn Sie fünf Franken geborgt haben wollen, ich borge sie Ihnen.“

„Das ist mir sehr angenehm“, sagte Wilhelm freudig und winkte seinem Freund herbei.

Robert trat heran und machte ein bitterböses Gesicht.

„Der Mann hier“, sprach Wilhelm, „hört, wie ich vorhin den Herrn um ein Darlehen von fünf Franken bat. Er erklärt sich bereit, mir die fünf Franken zu leihen. Nicht wahr?“

„Gewiß, natürlich!“ rief der alte Mann. „Ich weiß, wie einem zu Rate ist, wenn man kein Geld hat.“

Dabei suchte er in seinen sämtlichen Taschen herum und zahlte Münzen der verschiedensten Art zusammen.

bis er fünf Franken hatte. Diese gab er Wilhelm.

„Ich danke Ihnen. Uebrigens, lieber Mann, hier haben Sie zwanzig Franken für Ihre Gefälligkeit. Und nun laßen Sie mir bitte, worauf sich Ihr Vertrauen stützt, daß Sie mir das Geld leihen?“

„Um, ja mein Herr — also ich hörte doch, wie Sie vorhin mit dem glattrasierten Mann sprachen. Ihre ganze Art und Weise war nicht diejenige eines gewöhnlichen Menschen, vor allem nicht die eines Bettlers. Dann sah ich mir Ihre Kleidung genauer an. Davon kostet ein Meter Stoff einen ganzen Laufen Geld. Was mich aber am meisten flugig machte, war, daß der Herr hier — er deutete dabei auf Robert — immerzu folgte und Sie beobachtete. Da dachte ich mir, daß die Geschichte abgelaufen sei — wahrscheinlich ein Jux oder so etwas — und ich meinte, vielleicht könnte ich dabei ein gutes Geschäft machen. Es handelt sich doch gewiß um eine Wette?“

Robert hatte sich inzwischen den Alten genauer angesehen.

„Sie tragen ja Ihr Plakat auf der verkehrten Seite“, sagte er plötzlich.

„Na, hier ist nämlich nicht meine Geschäftsgegend. Es ist sozusagen meine Geschäftstorte“, bemerkte der Alte.

„Können Sie doch mal sehen“, sagte Robert verdrossen.

„Na, ein so vornehmer Herr wie Sie, wird mich wohl nicht veraten,“ meinte der Alte mit scheuem Seitenblick. „Das Leben ist ja schwer — man muß sein Brot zu fauer verdienen.“ Er drehte das Plakat einen Moment lang um.

„Blind und taub“ — stand darauf. „Adieu, meine Herren“, sagte der Alte und ging kichernd seiner Wege.

Eine Stunde später zahlte Robert dem Freunde die verlorenen tausend Franken.

„Danke schön“, sagte Wilhelm, „das ist der Kaufpreis für viele meiner Illusionen.“

Morgan und der Spigenhändler.

Sehr oft verweilte Pierpont Morgan an Bord seiner Yacht „Columbia“ in Venedig. Eines Tages trat an einen bescheiden gekleideten Herrn, der am Geländer der Yacht stand, ein sehr eleganter Herr heran und sagte, ob ihn Morgan wohl empfangen könnte. Der bescheiden gekleidete Yachtmann erwiderte etwas brummig, daß Morgan niemand empfangen würde. Diewohl diese Antwort nicht gerade ermutigend war, zog der andere, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, ein kleines Päckchen aus der Tasche und zeigte, indem er sich in einem Mischung von Englisch und Italienisch verständlich zu machen suchte, seinem Gegenüber alle venezianische Spigen, die nach seiner Behauptung einige tausend Lire wert sein sollten. Der Mann an Bord schien die Spigen nur ganz oberflächlich zu betrachten und sagte dann noch unvorsichtiger als zuvor, daß, soviel er wisse, Morgan diese Spigen nicht kaufen würde. „Kann sein“, entgegnete der andere gleichmütig, „aber ich meine, daß es, wenn er mich erst einmal empfinde, das Geschäft doch vielleicht machen würde.“

„Dann kommen Sie in zwei Stunden wieder; aber ich fürchte, daß Sie nichts machen werden.“

„Ich werde wiederkommen; und wenn Morgan wirklich so klug ist, wie man sagt, wird er die Spigen sicher kaufen.“

„Und wenn er trotzdem nichts kaufte?“

„Wenn er nichts kauft, soll ihn der Teufel holen!“

Zwei Stunden später kam der Mann mit den Spigen wieder auf Deck und wünschte, zu Morgan geführt zu werden. Sein Wunsch wurde sofort erfüllt, und der Spigenhändler sah, daß Morgan derselbe Mann war, mit dem er zwei Stunden vorher gesprochen hatte. Aber beide Männer taten, als ob sie sich noch nie gesehen hätten, und Morgan prunkte die Spigen aufmerksam und mußte sich gestehen, daß sie wirklich wunderbar waren. Er fragte nach dem Preis; als er ihn wußte, fuhr er dem Spigenverkäufer fest ins Auge und sagte: „Und wenn nun dieser Preis mit zu hoch vorläme und ich nichts kaufte, was würden Sie sagen?“ Der andere zögerte einen Augenblick und erwiderte dann: „Ich würde sagen, daß... wir schon vor zwei Stunden gesehen haben!“ Morgan lachte und kaufte die Spigen.

„Schmichelei! Fräulein! Gläuben Sie, Herr Affessor, daß ich, wenn ich mal tot bin, auch ein Engel werde?“

Affessor: „Aber deshalb brauchen gnädiges Fräulein doch nicht erst zu sterben.“

„Leicht abgeholfen.“

„Sprachlehrer: Ja, wie gesagt, im Christlichen bin ich mit den Fortschritten Ihres Sohnes ziemlich zufrieden, viel zu wünschen bleibt aber an der Reuektion.“

Dater: Wann's weiter nichts ist, — zum Rudel! Zu was habe ich denn wirklich erst ein großes Konzeptionskriterium gekauft!